

**HEYNE
HARD
CORE**

**CLIFFORD
JACKMAN**

**WINTER
FAMILY**

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Robert Brack

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE WINTER FAMILY
erschien bei Doubleday.

Das komplette Hardcore-Programm, den monatlichen
Newsletter sowie unser halbjährlich erscheinendes
CORE-Magazin mit Themen rund um das Hardcore-Universum
finden Sie unter www.heyne-hardcore.de

Weitere News unter www.facebook.com/heyne.hardcore



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Vollständige deutsche Erstausgabe 02/2016
Copyright © 2015 by Clifford Jackman
Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany
Redaktion: Moritz Kienast
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung des Originaldesigns von
Michael J. Windsor/Motiv Schlange © shutterstock/murphy81
Satz: Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-453-67692-3

www.heyne-hardcore.de

*Für James Thompson und Joan Jackman,
meine literarischen Paten.*

Der Tod ist verschlungen in den Sieg.

»Was sind überhaupt Reiche, wenn die Gerechtigkeit fehlt, anderes als große Räuberbanden? Sind doch auch Räuberbanden nichts anderes als kleine Reiche. Sie sind eine Schar von Menschen, werden geleitet durch das Regiment eines Anführers, zusammengehalten durch einen Gesellschaftsvertrag und teilen ihre Beute nach Maßgabe ihrer Übereinkunft. Wenn eine solche schlimme Gesellschaft durch den Beitritt verworfener Menschen so ins Große wächst, dass sie Gebiete besetzt, Niederlassungen gründet, Staaten erobert und Völker unterwirft, so kann sie mit Fug und Recht den Namen ›Reich‹ annehmen, den ihr nunmehr die Öffentlichkeit beilegt, nicht als wäre die Habgier erloschen, sondern weil Straflosigkeit dafür eingetreten ist. Hübsch und wahr ist der Ausspruch, den ein ertappter Seeräuber Alexander dem Großen gegenüber getan hat. Auf die Frage des Königs, was ihm denn einfalle, dass er das Meer unsicher mache, erwiderte er mit freimütigem Trotz: ›Und was fällt dir ein, dass du den Erdkreis unsicher machst? Aber freilich, weil ich es mit einem armseligen Fahrzeug tue, nennt man mich einen Räuber, und dich nennt man Gebieter, weil du es mit einer großen Flotte tust.«

– SANKT AUGUSTINUS

»Gäbe es keine Prophezeiung, würden Philosophie und Wissenschaft bald schon die Ultima Ratio darstellen und einen Stillstand bewirken, da alles sich nur immer weiter in den gleichen sinnlosen Bahnen drehte. Sogar das Universum würde zu einer sinnlosen Mühle mit einem komplizierten Mechanismus. Die Vernunft oder die Ratio all dessen, was wir wissen, wird nicht mehr dieselbe sein, wenn wir mehr wissen. Wer die Unendlichkeit in allen Dingen sieht, sieht Gott. Wer nur die Ratio sieht, sieht nur sich selbst. Deshalb wird Gott so wie wir, während wir so werden, wie er ist.«

– WILLIAM BLAKE

»Ich zittere um mein Land, wenn ich daran denke, dass Gott gerecht ist.«

– THOMAS JEFFERSON

PROLOG

**OKLAHOMA
1889**

- 1 -

Ein Sommerabend in Oklahoma. Der warme Wind duftete nach Apfelblüten. Ab und zu schimmerte ein Glühwürmchen auf und schwebte durch die Luft. Quentin Ross fing eins mit der Hand und hielt es fest, die Leuchtfarbe verteilte sich auf seinen Fingern und spiegelte sich in seinen hervortretenden Augen. Ganz kurz fühlte er den winzigen Körper des Leuchtkäfers zwischen Daumen und Zeigefinger, dann zerdrückte er ihn und verschmierte die phosphoreszierende Flüssigkeit. Ein breites leeres Grinsen erschien auf seinem Gesicht.

Die Winter Family kampierte in einem Wäldchen aus Schwarzeichen. Sie hatten kein Feuer angemacht, aber der Mond war aufgegangen und drängte die Sterne am nächtlichen Himmel in den Hintergrund. Charlie und Johnny Empire lagen auf dem Boden, auf die Ellbogen gestützt, spielten Karten und stritten sich. Fred Johnson schrieb etwas in sein kleines Buch und trank Whiskey aus einem Becher, der nicht viel größer war als ein Fingerhut. Ross schlenderte von Baum zu Baum und summtes kaum hörbar atonal vor sich hin. Die anderen versuchten zu schlafen. Sie hatten es sich in den Lücken zwischen den Wurzeln bequem gemacht oder sich in ihre Schlafsäcke gelegt und wirkten wie riesige Kellerasseln. Alle bis auf Augustus Winter.

Wie einer der Reiter der Apokalypse saß er auf seinem Pferd und sah aus wie der leibhaftige Tod. Er lehnte sich im Sattel zurück und rauchte eine Zigarette, die auf einer Spitze aus Elfenbein steckte. Er trug einen Maßanzug aus edlem Zwirn, der inzwischen aber ziemlich abgenutzt war. Sein hellblondes Haar

war kurz geschnitten, und er hatte seinen Schnurrbart sorgfältig auf beiden Seiten gezwirbelt. Seine Augen schimmerten bernsteinfarben, beinahe golden, wie die Augen eines Adlers oder einer Katze. Gelegentlich zog er eine Taschenuhr hervor, warf einen Blick darauf, hielt das Zifferblatt ins Mondlicht und sah zu, wie der Sekundenzeiger lief, immer weiter und weiter und weiter.

Es wird sehr oft behauptet, dass Mörder nicht wie Mörder aussehen. Bei Augustus Winter käme niemand auf diese Idee.

Kurz nach Mitternacht legte er den Kopf schief und sagte: »Sie kommen.«

»Ich hör aber nichts«, meinte Ross.

Aber wenig später hörten es alle. Die Schlafenden wurden mit Tritten geweckt, die Laterne ausgeblasen, die Waffen gezogen, Befehle geflüstert.

O'Shea und zwei seiner Männer kamen um die Ecke und ritten auf das Lager zu. Alle entspannten sich. O'Shea zügelte sein Pferd, band einen Sack los, den er am Sattel befestigt hatte und warf ihn Ross zu.

»Ich wäre dir dankbar, wenn du das gleich zählst«, sagte O'Shea.

Ross kniete sich hin, zog den Sack auf und zählte die Scheine durch. Dann stand er auf. Seine Kniegelenke knackten.

»Ja, ist alles da, wie besprochen.«

»Gut.« O'Shea wendete sein Pferd.

»Einen Moment noch, Mister O'Shea«, rief Ross. »Bitte, nur einen Augenblick.« Ross' Stimme klang sehr tief und melodios. Er sprach langsam, als würde er seine Worte genau abwägen oder ein Gedicht aufsagen.

O'Shea drehte sich zögernd um. Beide Männer waren um die fünfzig, aber O'Shea war ein großer Mann mit einer langen grauen Mähne und ziemlich kräftig, während Ross klein und feingliedrig war.

»Wir hatten da ein paar unerwartete Kosten ...«, begann Ross.

»Oh, gottverdammich!«, sagte O'Shea ungehalten.

Ross fuhr fort, als ob O'Shea nichts gesagt hätte.

»... die nicht in die ursprüngliche Schätzung der Kosten einbe ...«

»Schätzung der Kosten?«, rief O'Shea. »Wir hatten eine Abmachung, ihr Diebe.«

»Klar«, sagte Winter. Er sprach nicht sehr laut, aber alle Männer waren jetzt still, auch die Insekten verstummten, und sogar der Wind erstarb. »Klar, Diebe, Mister O'Shea. Und Schlimmeres.«

O'Shea schaute Winter an und wandte den Blick nicht ab. Das schaffte nicht jeder. O'Shea war kein Allerweltstyp. Er verströmte Willenskraft. Außerdem war er jetzt wütend. Er warf einen Blick auf die schmutzige Mörderbande unter der Baumgruppe, sah weißen Abschaum, Schwarze und Mexikaner in dreckigen Stiefeln und schweißstarrten Hemden, allesamt ausgegert und arm und dumm wie Bohnenstroh. Einer von ihnen benutzte Erntegarn als Trageriemen für seine Flinte. Er dachte: Soll ich mich von diesen jämmerlichen Kerlen übertölpeln lassen? Andererseits war es ja nur Geld.

»Wie viel?«, fragte O'Shea. Ross nannte ihm die Summe. O'Shea nickte und sagte: »Das Geld wird bereitstehen, wenn ihr zurückgeht. Ich nehme an, das war jetzt alles.« Es war nicht als Frage gemeint.

Aber Ross sagte: »Nur eins noch, Mister O'Shea! Bitte! Nur eine Sache. Ein Mitglied unserer Bande ist krank geworden. Er braucht einen Arzt. Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie ihn in die Stadt bringen. Wir können ihn nicht hier lassen, aber wir können ihn ganz bestimmt nicht mitnehmen.«

»Ach, Herrgott noch mal«, fluchte O'Shea, aber sie schleppten den kranken Mann schon nach vorn. Er war erstaunlich

klein und in einen übel riechenden Schlafsack eingewickelt. O'Shea richtete sich in seinen Steigbügeln auf und schaute nach unten. Er verzog das Gesicht. Das war ein Indianer. Seine Haut hatte sich grau verfärbt, war dünn wie Papier, und es sah aus, als könnten die Knochen jeden Moment durchstechen. Um Mund und Nase war schmieriger Schaum zu sehen, das Weiße in seinem Auge hatte sich eingetrübt und sah aus wie Eigelb.

Der winzige Indianer schaute O'Shea an und wirkte einfach nur erbärmlich. O'Shea verzog angewidert das Gesicht.

»Sein Name ist Bill Bread«, sagte Ross.

»Einer von euch nimmt ihn aufs Pferd«, sagte O'Shea zu seinen Männern.

»Leben Sie wohl, Mister O'Shea«, rief Ross und tippte sich an den Hut. »Passen Sie gut auf Mister Bread auf!«

Die Winter Family lachte, während sie Bill Bread über den Hals des stämmigen Ponys warfen und davonritten, wobei sie sich die Nase zuhielten. Alle lachten, ausgenommen Augustus Winter, der O'Sheas Pferd hinterhersah, bis es im trüben Mondlicht zwischen den Bäumen verschwunden war.

– 2 –

Am nächsten Morgen wurde Bill Bread von einem eigenartigen schrillen Lachen geweckt, das wie das Rufen eines asthmatischen Eistauchers klang. Als er die Augen aufschlug, wusste er nicht, wo er war. Er lag in einem kleinen, sauberen Zimmer, das Fenster mit Glasscheiben hatte und eine Tapete, auf der Schaukelpferde und Blumen zu sehen waren. Das Bett war hoch und sehr weich.

Ein verkrüppelter Junge stand im Türrahmen. Er trug kurze Hosen mit Hosenträgern und ein Hemd mit einem Kragen. Um seinen Hals hing eine Brille an einem schwarzen Band. Als Bread den Jungen ansah, wich der seinem Blick aus und schaute zu Boden, dann aus dem Fenster und zum unteren Ende des Bettes, überall hin, nur nicht auf Bread.

»Wo bin ich?«, wollte Bread sagen, aber seine Kehle war ausgedörrt. Der Junge gab wieder dieses eigenartige Lachen von sich und humpelte davon. Er ging auf Krücken.

»Er ist aufgewacht! Ja! Er ist jetzt wach! Wach!«, sagte der Junge.

Schwere Schritte näherten sich. Ein großer Mann tauchte in der Tür auf, mit kahlem Schädel und weißen, struppigen Koteletten.

»Mister Bread, nehme ich an?«, fragte der Mann.

Bread nickte.

»Ich bin Doktor Simpson. Wollen Sie etwa behaupten, dass Sie nicht wissen, an welcher Krankheit Sie leiden?«

Bread schloss die Augen.

»Falls Sie jetzt eine Strafpredigt befürchten, darf ich Sie beruhigen. Ich verschwende meine Kräfte nicht an Männer wie Sie. Ich möchte Ihnen nur dringend raten, sich vom Keeley-Institut fernzuhalten. Ihre ›goldene Kur‹ für Trinksüchtige ist nichts als Betrug. Sie werden ohnehin in sechs Monaten tot sein. In der Zwischenzeit kann ich nur sagen: Gehen Sie nicht dorthin.«

»Sechs Monate?«

»Wenn Sie länger leben wollen, wissen Sie ja, was Sie tun müssen.«

»Ja«, sagte Bread. »Ich weiß nur nicht wie.«

»Oh, das wissen Sie sehr wohl«, sagte der Arzt. »Verzeihen Sie, dass ich es so ausdrücke, aber nichts ist so einfach, wie damit aufzuhören, sich Whiskey die Kehle hinunterzugießen. Sie wissen wie, selbstverständlich wissen Sie das, aber Sie wissen nicht warum. Oder, Mister Bread?« Der Arzt schaute Bread an, als hätte er diese Frage nicht nur rhetorisch gemeint, sondern sie auch gestellt, um sich an den eigenen Worten zu ergötzen. Wie auch immer, die Reaktion war enttäuschend. Bread sagte nichts, und sein Gesicht blieb ausdruckslos.

»Schlaf und Wasser«, sagte der Arzt schließlich. »Guten Morgen, Mister Bread.«

Der Doktor stapfte mit schweren Schritten aus dem Zimmer. Bread hörte noch einmal das schrille Lachen, und dann war es wieder ganz still im Haus.

Er lag ruhig da, konnte aber nicht schlafen. Abgesehen von dem Pochen in seinem Kopf und der grässlichen Übelkeit, die in seinem Bauch rumorte, strömte eine eigenartige Energie durch seine Gliedmaßen. Eine unbekannte Leichtigkeit hatte ihn erfasst. Er schwang die Beine über den Bettrand und stand auf. Zuerst glaubte er, ihm würde schwindelig, aber das ging vorbei.

Im Flur war es dunkler, das Licht vom Fenster drang nicht bis hierher. Bread ging langsam den Korridor entlang, mit kleinen

Schritten und gegen die Wand gestützt. Der Teppich unter seinen Strümpfen fühlte sich gut an. Zahllose Schlafzimmer reiheten sich entlang des Flurs, er befand sich im Dienstbotenflügel.

Er erreichte das Ende des Korridors und stieg die Treppe hinab ins Foyer und betrat den Salon, wo er sich in einen Schaukelstuhl setzte. Er schaukelte vor und zurück und sah zu, wie das Licht des frühen Morgens durch das Fenster fiel.

Bread schaukelte vor sich hin, und vielleicht lag es ja an dem leichten Schwindel, der ihn erfasste hatte, nachdem er die Treppe hinabgestiegen war, oder am Flüssigkeitsmangel. Vielleicht war er auch immer noch betrunken, aber es kam ihm so vor, als sei alles hier unglaublich schön. Wie lange war es her, seit er in so einem großen Haus übernachtet hatte? Als Gast? Nicht in einem dieser schmutzigen Absteigen, hastig aufgeschlagenen Lagern oder düsteren Hütten. Ständig auf der Flucht, als Gesetzloser, der von Armee und Polizei und, schlimmer noch, von der Pinkerton National Detective Agency gejagt wurde. Und jetzt saß er in einem hübschen Haus mit Spitzendeckchen auf den Tischen und Ahnenporträts an den Wänden, wo es nach Möbelpolitur und Holzvertäfelung roch. Es war angenehm. Es fühlte sich gut an.

Sechs Monate, dachte er. Das ist nicht sehr lange.

Die Winter Family lauerte auf dem Kamm eines Hügels ungefähr zweihundert Meter westlich des Indianerlagers. Sie kauerten auf dem Boden, und ihre schmutzigen weiten Mäntel breiteten sich um sie herum aus wie Weiberröcke. Sie sprachen flüsternd miteinander.

Dünner Nebel hing in der frühmorgendlichen Luft. Die aufgehende Sonne drang durch die Bäume und beleuchtete mit ihrem schwachen Schein die kleinen Verschlänge und Hütten. Ein magerer Esel lief rastlos hin und her. Ansonsten war im Lager alles still.

»Das ist ein ganz schön zerlumpfter Haufen, was?«, sagte Hugh Mantel und schob sich die Brille auf der Nase hoch. »Ich dachte eigentlich, der alte O’Shea hätte übertrieben, aber die hier sehen wirklich mehr nach Sioux oder Cheyenne und weniger nach einem zivilisierten Stamm aus.«

»Was meinst du, Augustus?«, wandte Quentin Ross sich an Winter. »Wenn wir da mit Messern reingehen, könnten wir einige töten, ohne die anderen zu wecken. Vielleicht könnten Charlie und Johnny ...«

»Das werden wir nicht tun«, sagte Winter.

Ross schaute ihn erstaunt an. »Entschuldige?«

»Wir gehen zurück in die Stadt«, sagte Winter. »Und bringen die stattdessen um.«

Johnny Empire lachte und schnäuzte sich lautstark. Sein Bruder forderte ihn auf, leise zu sein. Die anderen Männer starrten nur vor sich hin. Es klang wie ein Scherz, aber alle wussten, dass Winter niemals Scherze machte.

»Hast du deinen Verstand verloren?«, fragte Fred Johnson, ein großer breitschultriger, fünfzig Jahre alter Exsklave mit silbrigen Strähnen im schwarzen gekräuselten Bart.

»Als Quentin Geld verlangte, hat O'Shea nicht mal mit der Wimper gezuckt«, sagte Winter. »Das bedeutet, dass er nicht zur Bank gehen muss, um es zu holen. Er hat es irgendwo in seinem Haus. Und in diesem Scheißkaff wohnen auch nicht mehr Leute als im Indianerlager da unten. Warum sollen wir Indianer töten, wenn wir weiße Männer für den doppelten Preis umlegen können?«

Die Männer schwiegen. Sie überlegten, was sie darauf erwidern sollten. Keiner traute sich, bis auf Fred Johnson.

»Winter«, sagte er. »Du hast deinen gottverdammten Verstand verloren. Wir können doch nicht eine ganze Stadt mit lauter weißen Leuten umbringen. Das ist ...«

Winter seufzte laut und vernehmlich. In seinen Augen loderte ein wildes Feuer, das sich im Schein der Morgenröte golden verfärbte. Johnsons Einwand verpuffte.

»Ihr seid mir so weit gefolgt«, sagte Winter. »Die ganze Zeit wart ihr dabei, und jetzt heißt es auf einmal, bestimmte Dinge dürfen nicht getan werden? Ist es das, was du mir sagen willst, Freddy?«

»Sie werden uns zu Tode hetzen«, sagte Johnson.

»Sie jagen uns bereits, falls du das noch nicht bemerkt hast«, sagte Winter. »Eine ganze Pinkerton-Armee durchkämmt die Wälder nach uns, und sie werden angeführt von dem gleichen Hurensohn, der Dusty und Chris Neville und Manny und die Alte Streitaxt umgebracht hat. Und er wird nicht aufhören, bis er uns alle getötet hat.«

»Und du meinst, schlimmer kann es nicht mehr kommen?«, fragte Johnson.

Winter lächelte finster.

»Du bist derjenige, der hier was nicht kapiert, Freddy. Das ist überhaupt nichts im Vergleich zu dem, was noch kommt. Vor zehn Jahren bist du, wenn das Gesetz hinter dir her war, einfach in den Wald geflüchtet. Es gab überall genug Land. So war's doch, oder? Erinnerst du dich noch an die Zeit kurz nach dem Krieg? Als es immer weiterging? Jetzt gibt's nur noch Oklahoma. Und nach dem großen Ansturm auf das Land im April wird auch Oklahoma nicht mehr Oklahoma sein. Überall gibt's dann Städte und Eisenbahnen und solche Arschlöcher wie O'Shea, die sich da festsetzen. Wir sind erledigt, verdammt. Wir brauchen dringend Geld. Darum geht es. Und zwar genau jetzt.«

Winter stand auf. Eine Frau, mehr noch ein Mädchen, kroch aus einer der Hütten. Sie schaute auf und sah die Silhouette von Winter, die sich vor dem morgendlichen Himmel abzeichnete. Sie schauten einander an. Sie hatte keine Angst.

Winter wandte sich ab und spuckte aus.

»Macht, was ihr wollt«, sagte er zu den Männern. »Ich geh jetzt da hin, mit oder ohne euch.«

Das sagte er immer. Aber genau wie immer, versuchten sie gar nicht erst, es darauf ankommen zu lassen.

Der Haushalt der O'Sheas kam langsam in Bewegung. Zuerst standen die Bediensteten auf. Trotz der Größe des Dienstbotenflügels waren es nur zwei Personen: ein älterer Schwarzer und seine Frau. Der Mann warf Bill Bread einen misstrauischen Blick zu, als er ihn im Schaukelstuhl bemerkte, aber seine Frau lächelte und fragte ihn, ob er Kaffee wolle. Bread nahm das Angebot an.

Kurz darauf stapfte O'Shea die Treppe herunter, hustend und schnaubend wie ein wütender Stier. Er ging gleich nach draußen aufs Feld, und Bread hörte durch die Fenster, wie er seinen Arbeitern Befehle zurief. Eine Stunde später trampelte er in die Küche. Das schrille Lachen des Jungen war zu hören. O'Shea entgegnete schroff etwas.

Bread hielt den Kaffeebecher in seiner schmalen Hand. Er konnte nichts davon trinken, schon allein der Geruch machte ihn krank, aber er genoss die Wärme, die von ihm ausging. In diesem Moment, dachte Bread, ist das Indianerdorf bestimmt schon ausgelöscht. Die Winter Family ist längst über alle Berge. Vielleicht betranken sie sich, vielleicht schliefen sie dann ihren Rausch aus. Heute Abend würde Bread mit O'Shea und seinen Leuten zum vereinbarten Treffpunkt reiten. Er würde keinen Anteil von der Beute bekommen, aber sie würden ihn nicht zurücklassen. So viel war immerhin sicher. Bis dahin konnte er die Annehmlichkeiten dieses Hauses genießen.

Einer der Arbeiter trat durch die Haustür, ging in die Küche und sprach mit O'Shea. Bread konnte nicht verstehen, was der Mann sagte, aber er hörte O'Sheas Antwort.

»Was meinst du damit, sie ist zerschnitten? Wo denn?«

Der Arbeiter sagte etwas.

»Wie auch immer, diese Telegramme müssen heute noch abgeschickt werden. Wenn es sein muss, von einem anderen Telegrafienbüro.«

Bread ließ den Kaffeebecher auf den Teppich fallen. Sein ganzer Körper fühlte sich auf einmal an, als wäre er aus Glas. Hart, unflexibel und durchsichtig. Das Zimmer kam ihm so unwirklich vor wie ein Gemälde oder eine Fotografie. Die Zeit blieb stehen, und zu seiner großen Überraschung wusste er mit einem Mal genau, was zu tun war.

O'Shea und der Junge aßen Hafergrütze. Der Junge aß nicht sehr viel, rührte nur mit seinem Löffel darin herum, lachte dauernd und starrte auf seine Füße. Mit einem Mal schaute er abrupt auf und fixierte etwas direkt hinter O'Shea. O'Shea drehte sich um. Bill Bread stand in der Tür.

»Falls Sie hungrig sind ...«, sagte O'Shea.

»Sie werden kommen«, sagte Bread.

»Wie bitte?«

Breads Augen waren fast orange wegen seiner Gelbsucht und der vielen zerplatzten Äderchen.

»Sie werden kommen«, wiederholte er. »Deshalb haben sie die Telegrafienleitung durchgeschnitten.«

O'Shea brauchte einen Moment, bis er verstand.

»Die wollen uns angreifen?«, fragte er.

»Ja, Sir«, sagte Bread.

»War das dein Plan?«, fragte O'Shea.

»Nein, es war überhaupt nicht geplant. Aber ich bin seit fünf- undzwanzig Jahren mit Augustus Winter zusammen, und ich versichere Ihnen, dass der Plan geändert wurde. Ich spüre es.«

Die Last der vielen Jahren schien Bread plötzlich niederzudrücken.

»Im November sind es fünfundzwanzig Jahre. Sie haben den Telegrafendraht gekappt, und sie werden kommen. Sie müssen sich darauf vorbereiten.«

O'Shea starrte Bread an und brüllte: »Nathan!«

Der schwarze Diener trat ein.

»Ich gehe zum Pryor Creek«, sagte O'Shea und stand auf. »Hol meine Flinte aus dem Schreibzimmer und behalte Mister Bread hier im Auge. Falls er sich bewegt, erschieß ihn.«

Nathan nickte.

»Sie haben keine Zeit, um zum Pryor Creek zu gehen«, sagte Bread. »Wie viele Männer haben Sie hier?«

»Es gibt nicht mal dreißig echte Kämpfer in dieser beschissenen Stadt«, knurrte O'Shea. »Und die werden der Winter Family keine fünf Minuten widerstehen.«

O'Shea hätte vielleicht noch mehr gesagt, aber er wurde vom Lachen des Jungen zum Schweigen gebracht. Der starrte wie immer zu Boden, aber mit einem pffiffigen Ausdruck im Gesicht.

»Warum erzählen Sie uns das eigentlich?«, fragte der Junge. »Hm? Werden diese Leute Sie nicht umbringen, wenn sie es erfahren? Wenn sie erfahren, dass Sie uns das erzählt haben? Ja!«

»Sei still«, sagte O'Shea zu dem Jungen. Seine Stimme klang rau, war aber nicht ohne Zuneigung. »Nathan, sag Macy, sie soll den Jungen nach oben in sein Zimmer bringen. Und ihn vom Fenster fernhalten.« Dann wandte er sich wieder an Bread. »Also, warum erzählen Sie uns das alles?«

»Ich weiß nicht«, sagte Bread. »Ich weiß es wirklich nicht.«

Winter hatte sich auf den Angriff vorbereitet. Er war frisch rasiert, nur den Schnurrbart hatte er ausgelassen, seine Haare waren frisch gekämmt und sorgfältig gescheitelt. Er führte sein Pferd mit den Knien und hielt seine Winchester in beiden Händen. Der frische Mais knackte unter den Hufen seines galoppierenden Pferdes und der anderen, die ihm folgten.

Die Winter Family brach aus einem Maisfeld hinter einem Farmgebäude am Rande der Stadt. Eine Frau, die gerade Wasser schöpfte, bemerkte sie als Erste. Sie ließ den Eimer wieder in den Brunnen fallen und rannte kreischend ins Haus. Ein paar Sekunden später erschien ein Mann mit einer Schrotflinte. Winter schoss ihn nieder.

»He! Ho!«, stieß Johnny Empire krächzend hervor.

»Winter!«, rief Fred Johnson. »Winter!«

Winter antwortete nicht. Er schwang sich vom Pferd, stieg die Treppe auf der Rückseite des Hauses hinauf und trat die Tür ein.

»Jesus«, sagte Johnson.

Die Empire-Brüder und ein paar Unternehmungslustige folgten Winter ins Haus. Charlie Empire schnallte schon den Gürtel seiner Hose auf, als er durch die Hintertür drängte.

Johnson wandte sich an die Männer, die noch immer auf ihren Pferden saßen. »Wo ist das Haus von O'Shea?«

»Weiß ich nicht«, sagte Quentin Ross. »Ich bin nie da gewesen.«

»Wir müssen das Geld so schnell wie möglich rausholen«, sagte Johnson.

»Oh, so schnell kommt keine Hilfe, wir haben ja die Telegrafeneleitung durchgeschnitten«, sagte Ross und zwinkerte fröhlich.
»Die nächste Stadt ist zwanzig Meilen von hier entfernt.«

»Wenn es jemand aus der Stadt raus schafft, dann wird innerhalb einer Stunde Verstärkung eintreffen.«

»Na schön«, sagte Ross lächelnd. »Schlage vor, wir passen gut auf, dass keiner entwischt.«

Eine Frau schrie. Johnson schaute zum Haus, als Winter gerade herausmarschierte. Der Ausdruck auf seinem Gesicht war erschreckend. Es sah aus, als würde die Iris seiner Augen um die Pupillen rotieren wie Sterne um kleine schwarze Löcher. Er warf Johnson einen kurzen Blick zu und machte sich dann zu Fuß auf den Weg in die Stadt, das Gewehr über die Schulter gelegt. In der linken Hand hielt er ganz lässig einen Kanister mit Petroleum.

»Winter!«, rief Johnson. »Was zum Teufel machst du denn da?«
Flammen züngelten aus den Fenstern. Das Haus brannte.

»Heilige Scheiße«, sagte Hugh Mantel leise.

Johnson biss die Zähne zusammen und bekam sie kaum noch auseinander. »Es gibt nur zwei Straßen in dieser gottverdammten Stadt«, sagte er. »Wir müssen alle Ausgänge beobachten. Norden, Süden, Osten und Westen. Niemand darf raus. Dann müssen wir das größte Haus finden und das Geld holen. Der ganze verfluchte Staat wird in ein paar Stunden unter Waffen stehen. Wenn wir bis Sonnenuntergang nicht den halben Weg bis Texas geschafft haben, sind wir alle tot.«

Sie nickten nervös und schauten zu, wie die Empire-Brüder ohne Hosen und ziemlich verwirrt aus dem brennenden Haus stolperten.

»Teufel auch ...«, sagte Charlie Empire.

»Genau der«, sagte Johnson.

Quentin Ross lachte. Sie gaben ihren Pferden die Sporen und ritten um das Haus herum in die Stadt.

Bill Bread saß in O'Sheas Wohnzimmer und schaukelte vor und zurück. Das Zittern hatte jetzt seine Hände erfaßt, und ein quälender Schmerz breitete sich in seinem Brustkorb aus.

Nathan, der schwarze Diener, stand am Erkerfenster, das Gewehr auf ihn gerichtet, und warf ab und zu einen Blick nach draußen.

»Haben Sie einen Schuss gehört?«

»Ich bin nicht sicher«, sagte Bread. »Sie haben nicht vielleicht einen Schluck Whiskey für mich?« Er rang nervös die Hände und verknötete die Finger, als wollte er ein feuchtes Tuch auswringen.

»Nein«, sagte Nathan.

»Irgendwas anderes?«

»Wie können Sie in so einem Moment nur ans Trinken denken?«

Bread stöhnte leise und schaute auf seine Hände. Ein Schuss ertönte.

»Haben Sie das gehört?«, fragte Nathan.

»Hab ich. Sie sind da. Ich hab's Ihnen ja gesagt.«

Nathan schaute nervös nach draußen und erstarrte dann.

»Können Sie einen von ihnen sehen?«, fragte Bread.

Nathan trat zurück und legte das Gewehr an.

»Ich denke, Sie sollten besser da weggeh...«, sagte Bread. Das Fenster zersprang, und Nathan fiel zu Boden.

Bread hörte auf zu schaukeln. Er blieb auf seinem Stuhl sitzen und wartete, bis die Tür aufgebrochen wurde.

Es war der dicke Hugh Mantel, der immer über seine Brillengläser hinwegspähte, zusammen mit diesem großen Mexikaner namens Enrique und dem kahlköpfigen Schweden mit einem verschlagenen Gesicht, der sich ihm irgendwann einmal als Foxglove vorgestellt hatte.

»Bill«, sagte Mantel. »Dann ist das hier also das Haus von O'Shea?«

»Ja«, sagte Bread.

»Wo ist O'Shea?«

»Weg«, sagte Bread. »Hier sind nur eine Negerin und ein kleiner Junge.«

Foxglove schoss Nathan in den Kopf.

»Wo ist das Geld?«, fragte Mantel.

»Welches Geld?«

Mantel fluchte und sagte: »Enrique, du suchst den Keller ab. Fox geht nach oben. Bill und ich nehmen uns das Erdgeschoss vor.«

Foxglove trampelte die Treppe hinauf. Er fing mit dem Dienstbotentrakt an, verschwendete aber nicht viel Zeit darauf, sondern arbeitete sich zielstrebig bis in O'Sheas riesiges Schlafzimmer vor, wo er die Schubladen aus den Schränken riss und die Matratze mit seinem Bowiemesser zerschlitzte.

Draußen ertönten immer mehr Schreie und Schüsse.

Als er mit O'Sheas Schlafzimmer fertig war, ging Foxglove weiter den Flur entlang bis zu einer verschlossenen Tür. Ein kurzer Tritt mit seinem Stiefel, und sie flog auf.

Eine schwarze Frau schrie und sprang ihm entgegen. Sie hielt etwas in der Hand. Foxglove packte ihren Arm und stieß ihr die Klinge in den Unterleib. Sie kreischte laut vor Schreck und Entsetzen und fiel zu Boden.

»Nein!«, schrie der Junge und versuchte unters Bett zu kriechen. »Nein, nein!«

Foxglove schaute sich in dem kleinen Zimmer um, betrachtete die Bücher, die teuren Spielzeuge und die Löwen und Tiger, die auf die Tapete gedruckt waren. Dann zog er das Messer aus dem Leib der sterbenden Frau und ging auf den Jungen zu, der panisch nach Luft schnappte.

»Nein! Nein! Nein!«, schrie er weinend, während er versuchte wegzukriechen und dabei aus irgendeinem Grund immer wieder gegen den einen Bettpfosten stieß, wie ein blinder Hund. »Nein! Nein! Nein!«

»Ja, ja, ja ...«, sagte Foxglove grinsend, aber in diesem Moment ertönte hinter ihm ein Schuss. Ein faustgroßes Stück von seinem Schädel und dem Gehirn brach aus seiner Stirn und flog durch den Raum. Sein Körper kippte nach vorn und schlug auf den Boden.

»Iiih!«, schrie der Junge. »Iiih!«

Bread senkte Hugh Mantels Revolver und beugte sich nach unten, um Foxgloves Waffen einzusammeln. Dann verließ er eilig das Zimmer.

Auf dem Weg zur Haustür traf er auf Enrique, der gerade eintrat.

»Ich hab einen Schuss gehört«, sagte Enrique.

»Hast du das?«, sagte Bread.

Enrique konnte Hughs Leiche, die blutbesudelt neben dem Schaukelstuhl auf dem Boden lag, nur ganz kurz in Augenschein nehmen. Es darf allerdings bezweifelt werden, dass er noch genug Zeit hatte, diese Information zu verarbeiten.

Ein weiterer Schuss ertönte, und Enrique wurde zurück in den Vorgarten geschleudert. Bread folgte ihm und gab einen weiteren Schuss auf ihn ab, obwohl er sich nicht bewegte. Das Sonnenlicht blendete ihn, und er musste niesen. Seine Hände hatten aufgehört zu zittern. Er fühlte sich, als hätte er eine schwere Last abgeworfen. Er hob Enriques Pistole auf, ließ das Haus von O'Shea hinter sich und ging in die Stadt.

Die kleine, namenlose Stadt brannte. Rauch stieg in den Himmel, und Asche fiel herab wie grauer Schnee. Leichen lagen vor den Häusern. Die Verwundeten krochen umher und stöhnten, ihr Blut floss in den Schlamm.

Wie Fred Johnson gesagt hatte, gab es nur zwei Straßen in dem Ort. Er saß auf seinem Pferd in der Mitte der Straße, die nach Westen Richtung Oklahoma City führte, und schaute zurück zur Kreuzung, wo das Ergebnis von Winters Wirken zu besichtigen war.

»Höllenhund«, sagte er.

Alles ging schief. Sie hatten den Leuten eigentlich genügend Angst einjagen wollen, damit sie in ihren Häusern blieben. Stattdessen trieb die Schießerei die Menschen auf die Straße, wo sie dann zu fliehen versuchten, woraufhin Johnson und die anderen Männer sich gezwungen sahen, sie niederzuschießen. Johnson hatte derartige Massaker während der Indianerkriege ziemlich oft miterlebt, aber nicht mehr in einer Stadt der Weißen, seit Shermans Armee in den letzten Monaten des Bürgerkriegs durch North und South Carolina gezogen war.

Er sah, wie die Banditen Türen eintraten, Männer und Frauen herauszertritten und ihre Taschen mit Beute füllten. Aber nirgendwo war das Geld zu finden. Wo war es versteckt?

Hinter Johnson galoppierte Quentin Ross in einem engen Kreis und winkte mit dem Hut, lehnte sich im Sattel zurück und sang *The Battle Hymn of the Republic*:

*I have read a fiery gospel writ in burnished rows of steel:
»As ye deal with my contemners, so with you my grace shall
deal«;
Let the Hero, born of woman, crush the serpent with his heel,
Since God is marching on.*

*Ich las eine flammende Botschaft in Reihen aus
schimmerndem Stahl:
»So wie ihr die straft, die mich missachten, wird belohnt eure
Qual«;
Es soll der Held, den eine Frau gebar, die Schlange zertreten als
Fanal,
Denn Gott marschiert voran.*

»Wo ist das Scheiß-Geld?«, fragte Johnson.

Ein Gewehr wurde abgefeuert. Das war wenig überraschend, aber Johnson sah, wie Ross' Pferd mit einem erschrockenen Wiehern straukelte und sein irrer Gesang abbrach, kaum dass er »*Glory, glory, hallelujah!*« gebrüllt hatte.

Zur Abwechslung schoss mal jemand auf sie.

Johnson beugte sich über den Hals seines Pferds und trieb es zurück zur Kreuzung. Er sah einen kleinen Mann mit einem Gewehr in der Hand von einem großen Haus weg die Straße entlanggehen. Der Mann hatte krumme Beine und lief tief geduckt und auf eine leicht watschelnde Weise, die Johnson bekannt vorkam. Es war Bill Bread. Johnson entspannte sich und schaute sich weiter nach dem Schützen um, und in diesem Moment wurde auch sein Pferd getroffen. Es bäumte sich auf, wieherte und warf ihn ab, bevor es in Panik davonjagte.

Ross kroch unter seinem sterbenden Pferd hervor, packte Johnson am Arm und zog ihn in einen Graben.

»Na, wenigstens einer von diesen Armleuchtern hat ein bisschen Mumm«, sagte Ross, als er seinen Revolver spannte. »Hast du gesehen, woher der Schuss gekommen ist? Ich glaube, es war auf der anderen Seite der ...«

»Bill«, sagte Johnson, obwohl er es sogar jetzt, nachdem er es ausgesprochen hatte, kaum glauben konnte. »Bill schießt auf uns.«

»Was?«, sagte Ross. »Nein!«

Er hob den Kopf, spähte aus der Kuhle, und eine Kugel spritzte den Schotter neben seinem Gesicht auf. Er duckte sich wieder.

»Bill Bread!«, schrie Ross. »Bill Bread!«

»Arschloch«, sagte Johnson. Er kroch auf allen vieren durch den Abwasserkanal Richtung Stadtzentrum. Nasses Gras und Schlamm schoben sich dabei in seine Ärmel und verschmiereten seine Hose. Das verwundete Pferd wieherte noch immer vor Schmerz. Ross folgte ihm.

»Bill Bread!«, wiederholte Ross. Für Johnson klang es so, als würde er lachen. »Hören diese Überraschungen denn nie auf?«

Johnson hielt inne, hob sein Gewehr hoch, damit es nicht nass wurde, zog seinen Revolver, spannte ihn und reckte den Kopf, um aus dem Graben zu schauen. Bread hatte inzwischen das Stadtzentrum durchquert. Er hatte die Winter Family kalt erwischt und von der Kreuzung vertrieben. Er bemerkte Johnson und zog sich hinter das Postgebäude zurück.

»Gib mir Feuerschutz, Quentin«, knurrte Johnson.

»Geht klar.« Ross sprang auf und begann zu feuern.

Johnson schoss aus dem Graben, das Gewehr in der linken, den Revolver in der rechten Hand. Er trat die Tür zum Saloon ein und ging gebückt hinein. Die Empire-Brüder hockten unter dem Fenster und schauten zur Straße.

»Schießt da etwa dieser beschissene Bill Bread auf uns?«, fragte Charlie Empire erstaunt.

»Er hat anscheinend den Verstand verloren«, sagte Johnson.
»Quentin gibt uns Feuerschutz. Johnny, du schießt aus dem Fenster. Charlie und ich werden ...«

Ross rannte, so schnell er konnte, vorbei in Richtung Osten.

»Sie kommen!«, schrie er. »Sie kommen!«

»Wer kommt?«, fragte Johnny Empire, und seine Verwirrung spiegelte sich auf dem breiten, dümmlichen Gesicht seines Bruders wider.

Johnson hatte das Gefühl, als würde sich ein dunkler, endlos tiefer Minenschacht in seiner Brust auftun und sein Herz nach unten fallen, immer weiter und weiter.

Die ersten Reiter galoppierten am Saloon vorbei, sie waren einige Stunden früher dran als erwartet.

»Oh Gott, nein«, sagte Johnson. »Oh, Bill, was hast du mir da angetan?«

»Was zum Teufel soll das, Freddy?«, schrie Charlie Empire.
»Wieso sind die hier?«

Johnson antwortete nicht. Er stürzte durch die Tür nach draußen und hatte sofort die Reitergruppe vor Augen, die sich von Westen her näherte. Es waren viele, richtig viele! Es sah aus wie eine beschissene Parade, und das noch vor acht Uhr morgens. Alle saßen hoch aufgerichtet in ihren Sätteln, die Pferde dampften und schnappten nach Luft. Ein Kugelregen setzte ein, aber Johnson, der schon tausend Feueregefechte mitgemacht hatte, blieb noch einen Moment lang da stehen, wo er war. Er wusste, sie würden ihn nicht treffen, nicht wenn sie nach dem Gewalttritt, den sie zweifellos hinter sich hatten, total aufgeputscht waren. Also nutzte er die Gelegenheit, sich das Ende der ganzen Sache auszumalen.

Normalerweise hätte es ein regelrechtes Massaker werden müssen, als der Trupp in die Stadt einritt, aber die Winter Family hatte ziemlich viel Erfahrung mit derartigen Situationen. Alle, die lebend ihre Pferde erreichten, traten den geordneten Rückzug an.

Was Bill Bread betraf, so ließ er sein rauchendes Gewehr in den Dreck fallen, sobald er sah, dass die Reiter die Stadt erreichten, hockte sich hin, legte die Hände auf die Knie und schaute einfach nur zu. Und ganz kurz geriet Augustus Winter noch einmal in sein Blickfeld. Es sollte das letzte Mal für mehr als achtzehn Monate sein.

Winter kam aus einem brennenden Haus, sein auffällig heller Anzug hatte jetzt dunkle Flecken von Blut und Ruß. Einer der Reiter bemerkte ihn und versuchte, sein Pferd herumzureißen, aber Winter hob den Revolver mit der linken Hand, spannte den Hahn mit dem Daumen und feuerte. Der Reiter fiel zu Boden. Winter hob das Schießseisen in seiner Rechten, tat das Gleiche noch mal und erschoss einen jungen Kerl, der noch grün hinter den Ohren war und keine Erfahrung mit derartigen Situationen hatte. Er war begeistert mitgeritten, nachdem er gehört hatte, dass seine Nachbarn Hilfe brauchten. Die Kugel traf ihn mitten in die Brust und warf ihn zu Boden, wo er verblutete.

Winter feuerte seinen Revolver noch ein paarmal ab und trieb die Reiter für einige wertvolle Augenblicke zurück. Als er sich umdrehte, um in den Wald zu flüchten, traf der Blick aus seinen weit aufgerissenen Augen den von Bread, der ihn erwiderte. Bis

zum Tag, an dem er starb, würde Bread sich an Winters ausdrucksloses Gesicht erinnern. Da war nichts, keine Enttäuschung, keine Wut, keine Angst, keine Überraschung. Nichts. Nur dieser aufmerksame, wachsamer leere Blick. Wie die Augen eines Berglöwen, der einen Jäger mit majestätischem Desinteresse mustert, bevor er im Unterholz verschwindet und wieder in die Wildnis eintaucht, ganz unberührt von dieser flüchtigen Begegnung mit der Welt der Menschen.

Die übrig gebliebenen Mitglieder der Family erwarteten Winter in dem Eichenwäldchen oben auf dem Hügel, dort, wo sie die Nacht verbracht hatten. Die Sonne schien von Osten her auf sie herab, und der Rauch der brennenden Stadt stieg im Westen auf. Sie hörten die gedämpften Schreie ihrer Verfolger: Pferde, Hunde und Männer.

Sie warteten so lange wie möglich und fingen an, sich zu streiten. Einige wollten fliehen, andere wollten bleiben, aus Loyalität zu Winter oder aus Angst vor dem, was er mit ihnen tun würde, wenn sie ihn im Stich ließen. Aber irgendwann wurde ihnen klar, und zwar allen, dass *er* sie im Stich gelassen hatte. Dass er auf und davon war. Dass er nicht mehr kommen würde. Dass er sie ihrem Schicksal überließ. Und so gingen sie hastig auseinander und flohen.

Winter war nicht weit entfernt, aber weit genug. Er hatte unter einem hohen Baum ein Loch gegraben, in das er seine wenigen Habseligkeiten stopfte: seinen Anzug, seinen Gürtel, seine Waffen, sein Rasiermesser, seine Uhr. Er bedeckte alles mit Erde und ließ es hinter sich. Dann ging er zielstrebig los, als wüsste er ganz genau, wohin er wollte und warum. So wie er es immer tat.

Quentin Ross stammte aus einer angesehenen Familie in Chicago und war ziemlich flink im Kopf, leichtfüßig und aufgeweckt. Aber er liebte es auch, Fliegen die Flügel auszurupfen, er zündelte gern und machte das Bett nass. Vor allem log er gern, praktisch die ganze Zeit. Gab immerzu und ohne Ende sinnlose Lügen von sich.

Nach der Schlacht um Fort Sumter zu Beginn der Südstaaten-Rebellion, wollte Quentins Familie den anstrengenden Sohn loswerden, und sie nutzten ihr Geld und ihren Einfluss, um ihm einen Posten im 26. Freiwilligen-Infanterie-Regiment von Illinois zu verschaffen. Tausend Männer dienten in diesem Regiment, einhundert in Kompanie A und fünfzig im Zug von Quentin Ross. Nach wenigen Tagen kannte Quentin alle mit Namen und wusste genug über sie, um mit jedem ein paar Minuten lang ein Gespräch führen zu können. Ihm kam es so vor, als würden die Männer ihn deswegen mögen, und so war es auch. Jeden Abend, bevor er einschlief, ging er im Kopf ihre Namen durch und hatte daran seine stille, heimliche Freude.

Im Herbst 1861 marschierte Quentins Zug zusammen mit der Armee von Tennessee in den Krieg. Sie näherten sich Fort Henry über den Tennessee River und nahmen es ein. Quentin tat sich während des Gefechts um Shiloh hervor. Sein Mut und seine Grausamkeit, seine fast schon unnatürliche Ruhe inmitten dieses grauenhaften Schlachthauses des modernen Krieges, bestätigten sich auch während der

Belagerung von Vicksburg, durch die die Union sich Zugang zum Mississippi verschaffen und die Konföderation spalten konnte, genauso wie während der Chattanooga-Offensive, bei der die Konföderierten aus Tennessee vertrieben wurden.

Doch bei aller Anerkennung, die Ross bei seinen Offizieren genoss, inmitten der vielen Toten auf dem Schlachtfeld, der Selbstmorde und tödlichen Krankheiten oder des plötzlichen und unwiderruflichen Abdriftens in den Wahnsinn kam er nie über den Rang eines Lieutenant hinaus. Denn obwohl sie seinen Mut schätzten, vertrauten seine Vorgesetzten ihm nicht. Er hatte seinen Hang zur Verlogenheit noch immer nicht abgelegt, und man erzählte sich so einiges über seine merkwürdigen Angewohnheiten, Neigungen und Vorlieben. Nichts davon hätte normalerweise verhindert, dass ein so tapferer und kompetenter Offizier befördert wurde, schon gar nicht in diesen Zeiten. Das größte Hindernis war vielleicht, dass er zu gut an den Krieg angepasst war, er kam viel zu leicht und problemlos damit zurecht, wie ein Fisch im Wasser. Etwas an seinem Humor war beunruhigend, und auch die Art, wie er dreinblickte, wenn er lächelte.

Im Jahr 1864 marschierte die Armee von Tennessee unter der Führung von General William Tecumseh Sherman von Chattanooga aus nach Südwesten auf Atlanta zu. Quentin Ross und seine Männer waren dabei. Die Streitkräfte der Union drängten die Konföderierten bis zu den Toren der Stadt zurück und zerschlugen sie dann in der Schlacht von Atlanta. Die Stadt fiel in der ersten Woche des Monats September.

Der General der Konföderierten, der mit der Verteidigung von Atlanta betraut war, stellte seine Truppen neu auf und zog mit ihnen nach Norden, um die Nachschublinien der Union anzugrei-

fen. General Sherman stand vor einer schwierigen Entscheidung. Er konnte die Konföderierten jagen, so wie er es bis dahin gemacht hatte, oder er blieb in Atlanta und riskierte, dass sein Nachschub ausblieb. Er entschied sich für eine dritte Option: Er würde Atlanta abbrennen, sich nach Süden begeben, auf die Stadt Macon zu, um die Konföderierten in die Irre zu führen. Dann würde er sich nach Osten wenden, Georgia durchqueren und von dem zehren, was das Land abwarf, um schließlich die Küste zu erreichen. Um das zu schaffen, benötigte er jede Menge Kundschafter und Furiere, die für die Verpflegung sorgten. Als das die Runde machte, meldete Quentin Ross sich als Freiwilliger.

Nach sehr kurzer Diskussion wurde er ausgewählt. Es war irgendwie naheliegend.

Quentin machte sich sofort daran, eine Gruppe von fünfzehn Männern zusammenzustellen. Er tauschte einen aufmüppigen Sergeant gegen einen vertrauenswürdigen und anpassungsfähigen Deutschen namens Jan Müller aus. Quentin hätte auch seinen anderen Sergeant, Gordon Service, ersetzt, wenn er sicher gewesen wäre, damit durchzukommen. Aber zwei Sergeants zu schassen, wäre zu viel des Guten gewesen, denn Quentin war immer peinlich darauf bedacht, keinen Verdacht zu erregen.

Als Nächstes suchte Quentin sich jemanden außerhalb der militärischen Ränge. Eine Armee, die unterwegs ist, hat immer eine Menge Gefolge im Schlepptau, darunter Frauen und Kinder der Soldaten, Prostituierte, Händler, Hausierer, Prediger und Abenteuerer aller Art. Die Empire-Brüder – Duncan, Charlie und Johnny – zogen seit der Zeit in Missouri hinter dem 26. Regiment her. Quentin hatte sie sich schon früher zunutze gemacht und kam zu dem Schluss, dass sie jetzt sehr gut in seine Pläne passten.

Nun musste er sich noch ein paar Soldaten aussuchen. Die wählte er beinahe zufällig, da sie nicht übermäßig rücksichtslos sein mussten. Quentin hatte längst herausgefunden, dass schon ein bisschen sanfter Druck von einer Autoritätsperson genügte, um einen ganz normalen Mann ebenso schnell in ein Monster zu verwandeln wie einen böartigen Charakter. Er musste einfach nur darauf achten, dass er keine bemerkenswerten Persönlichkeiten in seinen Trupp aufnahm. Dabei entging ihm allerdings völlig, dass der junge Augustus Winter (linkisch, verschlossen und schweigsam) in jeder Hinsicht bemerkenswert war, nicht nur wegen seiner Augenfarbe.

GEORGIA
1864



Clifford Jackman

Winter Family

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 512 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-67692-3

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: Januar 2016

Die dunkle Seite Amerikas

Georgia 1864: Amerika blutet im Bürgerkrieg. Sergeant Quentin Ross scharft eine Gruppe hemmungsloser Gewalttäter um sich. Unter ihnen ist einer, der selbst Ross Angst macht: Der unscheinbare Farmerjunge Augustas Winter entpuppt sich als monolithischer Todesengel und wird zum neuen Anführer der Bande, die fortan unter dem Namen Winter Family eine blutige Spur durch Amerika zieht. Zunächst als Söldnergarde angeheuert, wird die Winter Family nach dem Bürgerkrieg von gewissenlosen Politikern für deren eigene Zwecke eingesetzt. Doch niemand kann die Winter Family kontrollieren ...

 [Der Titel im Katalog](#)